

Die verlorene Krone.

Roman aus dem Jahre 1866 von Henriette v. Meerheimb

(3. Fortsetzung.)

Die Königin Marie sah erregt aus, als ihre Töchter zu ihr traten. Sie hörte zerknirscht den Bericht über den wundervollen Morgenritt im Limmertal mit an und lächelte dabei besänftigt nach den Zimmern des Königs hinüber. Ihre Unruhe wirkte ansteckend, so daß alle wie erstarrt aufstuhelten, als sich endlich der Schritt des Königs vernehmen ließ.

Der König ließ sich von seinem Adjutanten nur bis an das Vorzimmer der Königin geleiten, dann drückte er die Kante nieder und trat ein. Die Königin und die Prinzessinnen gingen ihm wie immer rasch entgegen. Er erwiderte die Umarmung der Gattin herzlich, rief dem Kronprinzen ein freundliches Scherzwort zu, streichelte die Gesichtchen seiner Töchter, die ihm jählich die Hand küßten, aber der Schatten der Wehmuth, der über seinen Zügen lag, wich heute nicht wie sonst im Kreise der Seinen.

Die Sorgen, die Dual, einschneidende Entschlüsse fassen zu müssen, das Gefühl der Verantwortlichkeit und die Unsicherheit zugleich lasteten schwer auf ihm. In den schönen, behaglichen Räumen der Königin klangen diese Gespenster sonst meistens draußen, jetzt aber lag die schwüle Atmosphäre, die von außen mit hereinbrach, wie etwas Greifbar Drückendes über allen. Niemand wagte eine Frage zu stellen.

Endlich fing der König selbst an zu erzählen, daß das Verhältnis zwischen den Bundesstaaten immer unhaltbarer werde. „Ich muß den Grafen Hallermund nach Berlin senden, denn Preußen verlangt meine offizielle Versicherung, daß ich im Falle des Krieges neutral bleibe,“ sagte der König mit einem ungeduldrigen Seufzer. „Bei einem Bundesfürsten versteht sich solche Neutralität doch von selbst! Das scheint Preußen aber nicht zu genügen. Andererseits könnte mein festes Versprechen Oesterreich kränken.“

„Aber es mit Preußen zu verderben ist gewiß nicht rathsam,“ meinte der Kronprinz lebhafter, wie sonst seine Art war. „Was rath denn Graf Hallermund?“

„Zu einem unbedingten Bündniß mit Oesterreich. Er meint, Oesterreich bleibe auf alle Fälle Sieger, und dann würde ich meine Hinneigung zu Preußen büssen müssen. Heubner, Medem, Hammerstein und andere drängen zu einem festen Neutralitätsbündniß mit Preußen, da dieses im Falle seines Sieges sehr übel mit Hannover verfahren würde, falls dieses sich feindlich oder zweifelhaft verhalten habe, während Oesterreich als Sieger trotz seiner Verhinderung die hannoversche Macht im Norden eher stärken als verringern müßte.“

„Das erscheint mir sehr einleuchtend,“ sprach Prinzess Frederike dazwischen.

Gleich darauf aber eröthete sie tief. In Gegenwart ihres angebeteten Vaters eine abweichende Meinung zu äußern, erschien ihr selbst ungebührig.

Um den Mund des Königs jubelte ein wehes Lächeln. „Für eine lächerliche Politik mit hohen Einfägen und Gewinn bin ich nicht gemacht,“ sagte er endlich langsam. „Dazu müßte ich mein eigener Minister, mein eigener General sein, mir allein mein Urtheil bilden, alles übersehen können.“

Seine erloschenen Augen richteten sich nach der Stelle hin, von wo aus der Prinzessin Frederikes lebhafteste Bedeutung erklangen war. Diese Andeutung, wie tief er in dieser kritischen Zeit sein Unglück, blind zu sein, empfand, erschütterte die ganze Familie. Die Königin schlang ihren Arm um den Hals des Königs, der Kronprinz sahte nach seiner einen, Prinzess Marie nach der anderen Hand. Prinzess Fre, der sie sank im Lebermah ihres Mitleidens vor dem Vater in die Kniee.

„Vater, geliebter, theurer Vater —“ schluchzte sie. Der Ton ihrer weichen Stimme griff den König an und seltsam wich ihm das Herz. „Alles, was Du beschließt, ist recht und gut! Laß Dich nicht betören, Dein hoher Sinn, Deine Gerechtigkeit werden Dich stets das Beste thun lassen!“

Der König antwortete nicht. Trotz aller Liebesworte der Seinen blieb der ruhig fragende zerquälte Ausdruck auf seinem Gesicht.

Als er fortgegangen war, legte die Königin beide Hände über die Augen und weinte. Der Kronprinz und Prinzess Marie blieben in rathloser Beherrschung neben ihr sitzen.

Prinzess Frederikes Gesicht war blank und still. Sie sah gedankenlos dem leuchtenden Sonnenstrahl an, der über das blaue Parkett hinfiel. Sie verfolgte das Hin- und Herbewegen

des Lichts lange Zeit mit den Augen. Rammingsens Worte von heute früh fuhren ihr durch den Sinn.

„Für meinen Vater ist mir kein Opfer zu groß — ich werde ihn nie verlassen!“ sagte sie plötzlich laut. Die Worte fielen seltsam schwer und dumpf in das stille Zimmer.

Die Königin ließ erstaunt die Hände sinken und sah ihre Tochter groß an. Prinzess Frederike stand hoch aufgerichtet in der stimmenden Wolke seiner Sonnenstrahlen, die muthwillig durcheinander spielten. Wie eine Strahlenglorie umgaben sie ihren schönen braunrothigen Kopf.

5. Kapitel.

„Gisela, wir stehen unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges. Täglich kann die Order eintreffen, die mich zu meinem Regiment nach Berlin zurückberuft. Wird Dein Vater uns angeht dieser Thatsache ein letztes Beisammensein verbieten? Und wärest Du schwach genug, Dich solchem Verbot zu fügen? Trotz seines damals schroff abweisenden Briefes bin ich bereit, nach Prag zu kommen, um noch einmal mit ihm zu reden. Wenn er jetzt nicht in unsere Verlobung willigt, weil er bereits den Feind in mir sieht, so darf er uns doch wieder den Abschied verwehren noch uns gänzlich die Hoffnung nehmen, daß nach erfolgtem Friedensschluß auch wir glücklich sein dürfen. Ich erwarte eine telegraphische Antwort. Zögere nicht! Jede Stunde kann die Entscheidung bringen, die es mit unmöglich machen wird, Dich dann noch auffuchen zu können.“

Botho v. Königsed.

Gisela ließ den Brief in den Schooß sinken. Röthe und Blässe wechselten auf ihrem Gesicht. Sie sah an dem weit offenen Fenster ihres Zimmers, das nach dem Garten hinausging. Die Schatten der Lindenblätter huschten über ihre weiße gefaltete Stirn. Der warme Junitag war mit dem Duft des weisholzbeneden Jasmins erfüllt. Die Luft stimmte vor Hitze. In den Lindenblüthen summt die Biene eintönig.

Der Garten war nicht besonders groß. Terrassenförmig führte er aber bis zur Mauer hinunter. Das Palais Waldstein lag auf der Kleinfeste von Prag in einer engen Straße, nicht weit von der historischen Nepomutbrücke, um deren altersgraue Steinmauern und moosbewachsene Pfeiler der Morgenluft wie Nebelschleier schwamm.

Das junge Mädchen nahm den Brief wieder auf und las ihn noch einmal so langsam durch, als ob sie jedes Wort auswendig lernen müsse. Dann drückte sie ihren Mund leidenschaftlich auf die großjüngliche Schrift. Mit zusammengepresster Stirn dachte sie nach. Ihr Vater würde schwerlich ein Wiedersehen im Palais Waldstein gestatten. Andererseits widerstrebe es ihr, Königsed eine heimliche Zusammenkunft ohne Vorwissen ihres Vaters zu verabreden. Vor einer Scene mit ihrem jährigen Vater graute ihr. Ihr Bruder, der augenblicklich auf Urlaub in Prag weilte, würde ihr sicher nicht zu Hilfe kommen, denn er war selber feilsch, wenn sich kein väterliches Anzeiwörter über seinem blickenden Hinterkopf entlud. Einen raschen Entschluß galt es aber zu fassen. Sehen mußte sie Königsed unter allen Umständen.

Sie schob den Brief in die Tasche ihres Morgenkleides und ging die breite steinerne Treppe hinab, die in die unteren Räume des Schlosses führte. Die Zimmer ihres Vaters lagen auf der linken Seite. Man sah von den schmalen Bogenfenstern aus auf den langen überdachten Speiseaal, der, von allen Seiten offen, ein die reich besetzten Tische für Wallensteins fürstlichen Hofhalt und seine Reiteroffiziere barg. Jetzt stand das ausschweifende Lieblingspferd des „Friedländers“, umgeben von eroberten Kabinen und anderen Siegestrophäen, dort, Sattel und Saumzeug schmückte die schöne braune Stute, als ob die lange seldische Reiterzeit des Fürsten im Friedland sich im nächsten Augenblick hinaufschwingen wollte. Die Sonne malte in der Mitte der Wand auf die grauen Steinfliesen und an die wohlkühnste Decke. Am die Säulen der Halle schlangen Ofeu und wilder Wein ihre langen arabischen Ranken.

Graf Waldstein lag in seinem ganz im Stil des achtzehnten Jahrhunderts gehaltenen altsächsischen Zimmer. Auf den Borden der Wandtäfelung hingen alte Dampfen, Zinntücher und rubinrothe feidbare Güter. Die Sessel waren alle hell mit geraden Lehnen und harten Lederbüchern.

Bei dem Eintritt der Tochter wandte sich der Hausherr um und nickte ihr mit dem Kopfe flüchtig zu, während Graf Alex seine geschmeidige schlankte Gestalt in der ledernen braunen Reitrockta gleichzeitig rasch vorbeistrich und ihr eine tief ceremonielle Begrüßung machte. Sein blaubel-

schürbärtchen jubelte noch vorLachen über die Anecdote, die er soeben seinem Vater erzählte. Sein bildhübsches Gesicht mit den großen blauen Augen trug einen kindlich freundlichen, ja unerschütterlichen Ausdruck. Niemals hätte man beim ersten Sehen in Graf Alex den tollkühnen Reiter, waghalsigen, leidenschaftlichen Spieler vermuthet, der allen Frauen den Kopf vertrieb. Er gleich auffassend dem Bild seiner verstorbenen Mutter, das, von einem breiten Rahmen umgeben, in lieblicher Jugendfröhen von der Wand herabbläuelte. Diese Ähnlichkeit war auch der Grund, warum Graf Waldstein vom ersten Moment an mit abgöttischer Liebe an seinem Sohne hing, während er sein kleines schwarzäugiges Töchterchen, das der Mutter so wenig ähnelte, kaum ansah.

Gelassenliche Zornesausbrüche des alten Grafen abgesehen, konnte Alex mehr wie den überzeugendsten Schulbeweiser. Als der junge Graf endlich auf die Schule kam, lautete die letzte väterliche Ermahnung des alten Waldstein: „Leb wohl, mein geliebter Bub! Lern nicht zu viel, und laß Dir von den Schulmeistern nichts gefallen!“

Diese weise Lebensregel beherzigte Alex nach Kräften. Er lernte blühend, und dabei stand er immer vor der Möglichkeit, aus allen Gymnasien und Erziehungsanstalten fortgejagt zu werden. Meist lag er sich im letzten Moment aber doch noch mit seiner blonden Engelsiemene durch, oder der alte Waldstein kam wüthend angefahren und nahm den Sohn aus der „pedantischen“ Anstalt heraus. Beim Regiment regnete es später ebenfalls ständig Klagen über Schulden und andere leichtsinnige Streiche. Nur seinem alten Namen, der Gunst des Kaisers und seinem schneidigen Reiten verdankte Graf Alex die Auszeichnung, zur Leiwache des Kaisers kommandirt zu werden. Als er zum ersten Male in seiner roten Uniform mit dem weißen wehenden Mantel auf seiner ungarischen Schimmelstute „Fenella“ in den Hof des Palais Waldstein einritt, wußte der alte Graf sich vor Entzücken und Stolz nicht zu lassen. Die bei diesem ersten Besuch folgende beglückten erhebelichen Schulden besagte er ohne mit der Wimper zu zucken, freilich von dem Vermögen seiner verstorbenen Frau, das Gisela vertrieben war, aber über welches er bis zu ihrem fünfundsünfzigsten Lebensjahre verfügen durfte.

Von diesem großen Vermögen bröckelte immer mehr ab. Der alte Waldstein tröstete sich bei jeder Kapitalverminderung mit der Hoffnung, daß Alex früher bald vernünftig werden würde und später der Schwefel alles erlegen könne. Die mühe natürlich reich heirathen — dann konnte die Frage der Abrechnung hinausgeschoben werden. Augenblicklich wäre ihm eine solche fast unmöglich gemeint, denn die Einkünfte der großen Güter genügten bei seiner Lebensweise niemals seinen und des Sohnes Ansprüchen. Er zahlte seinen Angestellten fürstliche Gehälter, kontrollirte die Verwalter gar nicht, jagte einen einmal planlos hinaus, um von dem Nachfolger, auf dessen Ehrlichkeit er sofort schwor, in kurzer Frist erst recht bezohlen zu werden. Bei allem äußerem Glanz war daher das Leben im Palais Waldstein zerfahren und wenig glänzlich für Gisela, die sich stets dem herrlichen, sprunghaften Willen des Vaters fügte.

„Was gibst?“ fragte er auch jetzt nur kurz, als Gisela zögernd hinter seinem Stuhle stehen blieb.

„Ich habe einen Brief bekommen, über den ich mit Dir sprechen muß, Vater.“

Alex zog die Brauen hoch. „Natürlich einen Mahnbrief von einer Schneiderin! Gisela macht halt auch Schulden — reich wie die Hand, mein Leben! Jetzt verstehen wir uns. Hebrigens, kleine Dame, Mahnbriefe gehören in den Papierkorb — und nicht auf den Schreibtisch des Herrn Papa! Dem erspart man solche Sorgen bis zum allerletzten Moment. Nimm Dir ein Beispiel an mir.“

„Schwäg“ nicht solchen Unfinn, Bub!“ unterdrück Gisela den Bruder. „Am liebsten redete ich mit dem Vater allein!“

„No, Alex wird diese wichtige Sache wohl auch noch mit andern können“, antwortete der alte Graf. „Denn mit der Sprache! Was gibst denn schon wieder? Freund einen Reiter natürlich. Wie oft hab ich Dich schon erlagt, laß mich aus mit dem Weidewort. Deine Kammerjungfer verläßt das Zimmermüdel, und ich soll Frieden stiften? Fallt mir nicht ein, wenn's keine Auh' gibt, jag' ich sie alle zum Teufel meinetwegen!“

„Was? Bist Du toll, Mädel?“ Der alte Waldstein starrte seine Tochter saffungslos über die Kühnheit an. Dann stieß er seinen Stuhl zurück, daß er krachend gegen die holzgetäfelte Wand fuhr. „Ich hält' kein Recht, Dir solche Hungerleiderheirath zu verbieten, kein Recht, Dich zu hindern, Dich an solchen kleinen preußischen Leutnant wegzuworfen? Das wollen wir doch sehen!“ Er schnappte nach Luft.

„Ich verstehe auch nicht, Gisela, daß Du Dich so fest in diese alberne Idee verbeissen kannst!“ warf Alex ärgerlich hin. Er schief seine schmale weiße Hand. An dem schlanken Gelenk flirzte ein breites Kettenarmband mit dem er gern liebäugelte.

Gisela beachtete den Einwurf nicht. Sie wandte ihr erbläutes Gesicht nur dem Vater zu. „Du hast Königsed, als er im vorigen Winter mich anhielt, in sehr schroffer Weise abgefertigt,“ sagte sie mit fliegendem Athem. „Es ist ein Zeichen seiner großen Liebe zu mir, daß er trotzdem noch einmal kommen will.“

Alex lachte. „Ein Zeichen seiner Liebe? Na, kleine Dame, Du bist noch sehr naiv. Die reiche Erbin wittert er. Die preußischen Leutnants, die zur Hofschaff kommandirt sind, möchten immer alle ein reiches Wiener Mädel haben.“

„Ich reich? Als Deine Schwester wohl kaum! Jedermann in Wien weiß genau, wie lächerlich Du bist!“ erwiderte Gisela scharf.

„Halt den Mund!“ fuhr der alte Graf erbost dazwischen. „Alex hat ganz recht. Königsed will Dein Geld, nichts weiter.“

„Natürlich hat er sich nebenbei auch in Dein hübsches Fräulein vergriffen!“ lachte Alex ein. „Es war ihm immer unangenehm, wenn der Vater seinetwegen die Schwester rauh behandelte. Aber weil Du so hübsch bist, gerade deshalb kann Du ganz andere Partien machen. Mir ganz neulich ein Vögeln was ins Ohr von einer reiner Erzellenz, die ganz in den Banden meiner schönen Schwester siegte! Wir wären ja Trottel, Dich so billig herzugeben — was, Papa?“

„Der Unfinn mit Königsed hört auf!“ bestimmte der Graf diktatorisch. „Diese Unverschämtheit, jetzt — jetzt, wo das Verhältnis mit Preußen ein geradezu feindseliges ist, mir anzubieten, ihm meine Tochter zu geben, Du hörst doch aller Drah auf! Ich werde ihm einen Brief schreiben, den er nicht hinter den Spiegel steckt.“

„Das wirst Du nicht thun! Du hast gar keinen Grund, Königsed zu beleidigen, weil er mich liebt!“ rief Gisela empört.

„Mir ist das aber eine besondere Freude, einem Preußen eins auszuwichen. Ich kann diese feindseligen, eingebildeten Hungerleider nicht ausstehen.“

Der Graf schlug mit der geballten Faust auf die Schreibtischplatte, daß es dröhnte. Das rubinrothe Trintglas Wallensteins, das dort unter einem Glasglocke stand, klirrte leis. Ein feiner, singender Ton ging durch das Zimmer.

„Dieser unbedeutliche Haß ist kein Grund, mir zu verbieten, den Mann zu heirathen, den ich liebe und an dem Du nichts aussetzen kannst. Denn daß er kein Oesterreicher ist, daran ist er doch wohl unschuldig!“ Gisela stand hart vor ihrem Vater. Das scheue Zurückweichen hinter seinen Stuhl hatte sie aufgelesen, als die Scene sich immer mehr zuspizte.

„Ich lasse meine Tochter keinen Landesfeind heirathen. Schlag ihm doch vor, zu uns überzutreten — dann mag er wieder anfragen.“

„Solche Zumuthung wäre in der jetzigen Zeit eine Beleidigung für Königsed, die ich ihm nicht antue. Na geradezu gewissenlos wäre es von mir, zu fordern, daß er keine Ehre bringt, um mich heirathen zu dürfen!“

„Das läßt sich hören!“ fauchte der alte Graf Waldstein nach einigen Besinnen ruhiger. „Von seinem Standpunkt würde ich eine Weigerung jedenfalls begreifen. Aber eine andere Bedingung könnte ich ihm stellen. Wenn er die annimmt, wollen wir uns wieder sprechen.“

„Welche Bedingung meinst Du, Vater?“

„Ehe Königsed mich nicht darum fragt, brauche ich sie Dir auch nicht zu sagen.“

„Er bittet in diesem Brief um Deine Erlaubniß, herzukommen zu dürfen, Vater. Mann ich ihm schreibe, daß Du ihm empfangen willst?“



Nach dem Original.

„Ab bin ganz desperat! ... Wie ich aussehe, macht mir meine Frau Vorwürfe!“

„Auch! ... Was ich dabei! ... Die meine macht mir sogar — Nachwäch!“